

# Wöchentliche Beilage zur

## Chorner Ostdeutschen Zeitung.

N. 16. 1890.

### Die Augen Wischnu's.

Roman von Hanns v. Spielfberg.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Gewiß, Jeanne, Du hast Recht — Recht wie immer,“ sagte endlich General Dupleix zu seiner Gattin. „Aber Du weißt, was die Grundlage aller unserer Verhandlungen mit Chatanaya Matrehi war: wir haben den Beistand der Waischnavas nur, wenn wir die Vorbedingung erfüllen, wenn wir ihr heiliges Seringham aus den Händen Mehemed Ali's befreien und gegen die Eingriffe desselben, die sie befürchten, sicher stellen. Und ich habe gute Nachricht, daß sie mit dieser Furcht nicht Unrecht haben, denn es geküßtet die Herren in Tritschinopoly ganz gewaltig nach den Schätzen der Insel, die ja auch wirklich ganz ungeheure sein sollen.“

„Gewiß. Mein Vater hat mir einst erzählt, daß die Augen Wischnu's, jene köstlichen Edelsteine, einen Werth von Millionen darstellen.“

„Und höher, weit höher noch als der thatsächliche Werth steht ihre moralische Wichtigkeit. Ich bin mir darüber durchaus klar. Der alte Glaube, daß ihr Besitz die Herrschaft über Indien bedeutet, hat durch Chatanaya Matrehi, durch seine unermüdlige Agitation erst recht neue Nahrung erhalten. Heute hält noch eine gewisse Scheu Mehemed Ali ab, seine Hand nach den Tempelschätzen von Seringham auszustrecken, aber schon ist der Reichtum, den der Hof von Arkos und Tritschinopoly in früheren Geschlechtern gesammelt hat, fast aufgezehrt, und der Tag dürfte nicht fern sein, an dem jene Scheu vor der religiösen Stimmung der Bevölkerung sich völlig ver-

flüchtigt. Vielleicht kommt auch die Stunde, in welcher der Muselman dem Hindu gerade durch den Raub jener Edelsteine beweisen will, daß er der Herr ist; kurz und gut: der Schutz des Eilandes muß eine wesentliche Rolle in allen meinen Entwürfen spielen, Chatanaya Matrehi hat guten Grund, wenn er auf schnelles Handeln dringt, und uns nur für diesen Fall die direkte und indirekte Unterstützung seiner Waischnavas auch für unsere weiteren Pläne zu Gebote stellt. Auch der Radschah, dessen Hilfe uns wegen der Lage seines Gebiets und des

Klanges seines Namens fast unentbehrlich ist, fordert schnelles Losschlagen; er spricht in dem Schreiben, das mir Chadreux überbrachte, davon, daß er in spätestens acht Wochen bereit sei, und bittet nur um einen meiner Offiziere, der sein Corps mit den Geheimnissen europäischer Kriegskunst vertraut machen soll. Ich aber kann vor drei Monaten nicht auf die so dringend verlangten frischen Kräfte aus Frankreich hoffen; was thun, theuerste Jeanne, was thun?“

Die schöne Frau war an das Fenster getreten und blickte sinnend auf das Spiel eines Springbrunnens, der unten im Hofe einem marmornen Basin entsprudelte. „Die ewig und immer sich selbst gleich wiederkehrenden Wasser, das stille, aber um so mächtigere Weben der Natur, sollten uns Geduld lehren. Aber wo hat das Volk jemals Geduld gelernt? Du wirst einen schweren Stand haben, François, wenn Du vor den Ungeduldigen Aufschub forderst, und doch muß es mindestens versucht werden. So gewiß der Kampf um Tritschinopoly nur die Einleitung des größeren Kampfes um die Zukunft Indiens ist, so gewiß wird sein Ausgang für das Ganze entscheidend. Um die Heiligthümer von Seringham, um die strahlenden Augen des Bilbes Wischnu's hat sich eine Mythe gesponnen, die in den Herzen von Millionen Hindus lebendig ist. Kein Fehlschlag darf uns auf diesem Punkte treffen, er wäre nie wieder gut zu machen. Deshalb mußt Du Zeit zu gewinnen suchen. Die Wahl des Offiziers, den Du zum Radschah nach Chatastapana sendest, wird auch nach dieser Richtung hin von Wichtigkeit sein.“

„Es bleibt mir, wie die Verhältnisse liegen, nur die Wahl zwischen dem Kapitän



Charles Gounod. (S. 123)

Robilant und dem Grafen Chadreux. Ich kann keinen meiner anderen Getreuen von ihren jetzigen Posten abberufen."

Auf der Stirn Jeanne's zog sich eine Falte. „Du hast oft meinen feinen Instinkt gelobt. Nun wohl, ich sage Dir, hüte Dich vor Robilant; ich fühle, er ist nicht so zuverlässig, als er sich gibt."

„Und doch hatte ich diesmal gerade ihn im Sinn. Er ist verschlagen und gewandt, wie kein Anderer, er kennt die Gebräuche des Landes, und ich habe ihn vielfach erprobt. Ich glaube, Du thust ihm Unrecht."

Jeanne zuckte die Achseln. „Der Kapitän gehört zu den Menschen, die nur einen Gott kennen, und dieser Gott heißt: Gold! — Wähle lieber Chadreux, er ist, wie ich ihn kenne, auch der passende Mann für den Radschah; sein edler, ritterlicher Sinn wird in dem gleichgestimmten Fürsten schnell freundschaftliche Wesühle erwecken, und vor Allem: er ist Dir unbedingt ergeben. Ich würde mich mit meinem Herzblut für ihn verbürgen."

Der General drohte lächelnd mit dem Finger. „Du machst mich fast erlöchtigt, Jeanne, und ich muß den schönen Grafen schon in meinem eigenen Interesse von Deinem Hoflager entfernen. Aber im Ernst gesprochen, er soll nach Ghatastapana gehen, ich will heute noch seine Instruktionen ausarbeiten. Robilant wird wütthend sein, daß er um diesen Auftrag kommt, aber ich kann ihm nicht helfen. Warum weiß er nicht mehr Gnade vor den Augen meiner Gebieterin zu finden?"

Sie umarmte ihn stürmisch. „Deiner Gebieterin? Sage: Deiner Sklavin, Du mein Herr!" rief sie. „Der glücklichsten Sklavin unter der Sonne."

Acht Tage später war Graf Chadreux, von einem kleinen Trupp ausgewählter Soldaten und jener überreichen Dienerschaft begleitet, ohne die man im Orient nun einmal nicht leben zu können meint, in Ghatastapana eingetroffen. Dupleix hatte keinen Anstand genommen, ihn diesmal in alle seine Pläne einzuweißen; wenn es seine offizielle Sendung war, die Truppenmacht des Radschah in möglichst kurzer Zeit zu einer gewissen militärischen Brauchbarkeit auszubilden — ein Auftrag, wie er damals ähnlich die französischen Offiziere häufiger traf — so hatte er die geheime, ungleich wichtigere Aufgabe, die Ungebuld des Fürsten zu zügeln, und durch diesen möglichst wiederum im gleichen Sinne auf Chatanaya Matreyi zu wirken, ohne daß Beide die Absicht des Generals, den Beginn des Kampfes noch hinauszuschieben, merken sollten. Das Bestere war ungewisselhaft das Schwierigste.

Der Radschah bereitete dem Abgesandten seines Bundesgenossen einen glänzenden Empfang, er bot ihm jene wahrhaft fürstliche Gastfreundschaft, in deren Entfaltung die indischen Großen von jeher Meister waren. Einen Tagemarsch weit war eine Eskorte der Gortschura, der stahlumgürteten Leibgarde, dem Grafen Chadreux entgegengezogen, ihm die ersten Geschenke des Radschah zu überreichen: kostbare Teppiche und Shawls, ein feuriges Pferd, ein Schwert und einen jener gezähmten, zur Antilopenjagd abgerichteten Leoparden, welche die indischen Waidmänner jener Tage über Alles schätzten. Vor den Thoren von Ghatastapana selbst hieß ihn der Radschah in eigener Person willkommen. Ein prächtiger, von silberknäufigen Säulen getragener Baldachin war aufgeschlagen worden, unter dessen Schatten der Fürst, von einer zahlreichen Schaar seiner Offiziere und Räte umgeben, das Herannahen des Grafen erwartete, um ihn mit der von Alters her üblichen Spende von Rosendöl zu begrüßen.

„Du kommst als der Freund meines Freundes," sagte er in der blumenreichen Sprache des Orients. „Also kommst Du als mein Freund. Was ich besitze, steht zu Deinen Diensten, jeder Deiner Wünsche soll meinen Dienern Befehl sein. Sei mir willkommen, ich weiß, Du bringst uns das Glück!"

Der Radschah hatte, das bemerkte des Grafen scharfes Auge bald, in der That das redlichste Willen, aber schon die ersten Tage überzeugten Chadreux von der großen Schwierigkeit seiner militärischen Aufgabe. Das Heer war nur ein lose zusammengewürfelter Haufe Männer, dem es nicht nur an jeder Organisation, sondern auch an der zeitgemäßen Bewaffnung und Ausrüstung fehlte. Er mußte von Grund auf neu schaffen, und gerade deshalb fiel seine geheime Mission um so schwerer in's Gewicht, und ihre Lösung erschien um so zweifelhafter, als der Radschah offen aussprach, daß er die Stunde des Vorschlagens kaum erwarten könne.

Eine fieberhafte Unruhe besetzte den Fürsten, und bald bemerkte Chadreux auch, daß am Hofe fast unaufhörlich Sendlinge des Chatanaya kamen und gingen, bald sichtlich gekleidete Fatire, bald goldstrotzende Edelleute. Bei seinen dienstlichen Ausflügen in der Umgegend traf er häufig auf Pilger mit dem Tilota der Waischnawas, und in allen Dörfern hörte er bereits von dem großen Kriege reden, der demnächst ausbrechen solle. „Die Augen Wischnu's, des Gotterbarmers, strahlen heller als je," erzählte ihm bald dieser, bald jener seiner neuen Untergebenen. „Sie kündeten gewaltige Ereignisse an." Die Bevölkerung begann sich zu fanatisiren. In den Ortsschaften wurden religiöse Feste eigenartiger, wilder Form gefeiert, hier und dort unterzog sich ein asketischer Fakir jenen aufreizenden Selbstpeinigungen zu Wischnu's Ehren, die ihren Einfluß auf die Menge nie verfehlen. Mit Schauern sah Chadreux auf den Dorfauen den Schwingebaum aufrichten, sah einen Pilger sich den eisernen Spizhaken durch das blutüberströmte Rückenfleisch bohren und die rasenden Dörfler den am Baum Hochgewundenen bis zur Bewußtlosigkeit herumschwingen, oder Schaaren von Bäckern über mit glühenden Kohlen gefüllte Gräben dahinlaufen. „Wischnu, der Du schneller bist als der Gedanke, erhalte uns — Du Strahlender, Leuchtender, gib uns Kraft! Herrschende Gottheit, verleih' uns den Sieg!"

Der Ausbruch stand unmittelbar bevor, das ließ sich nicht verkennen, und Chadreux konnte nur in dem Sinne an Dupleix berichten, daß der General sich für alle Fälle bereit halten müsse. Er selbst widmete sich mit um so größerem Eifer seinen militärischen Pflichten, wobei ihm leider die zahllosen und endlosen Vergnügungen, mit denen der Radschah ihn nach orientalischer Sitte überschütten zu müssen meinte, nur zu oft hindernd und zeitraubend in den Weg traten.

Auf der anderen Seite mußte er sie freilich freudig begrüßen, denn sie brachten ihm dem Fürsten menschlich näher und gaben ihm damit bisweilen Gelegenheit zu einem vorsichtig warnenden Wort. Ganz besonders bei den wechselvollen Jagden fand sich öfters Zeit zu einer offenen Aussprache, aber der Radschah blickte meist etwas erstaunt auf, wenn Chadreux sich eine Bemerkung über die mangelnde Kriegsfertigkeit des Heeres erlaubte. „Sind meine Leute nicht tapfer?" rief er dann wohl. „Sie werden sterben, ohne zu zittern, für einen Blick aus Wischnu's Augen! Sind sie nicht zahlreich auch? — Pah, Freund, laß Chatanaya Matreyi seine Stimme erheben, und Du wirst ungezählte Schaaren sich einen sehen!"

Es war in der dritten Woche von Chadreux' Anwesenheit zu Ghatastapana, als der Rad-

schah ihn zu einer Tigerjagd auffordern ließ. „Wir wollen aber nicht mit den Elephanten jagen, das ist ein Vergnügen für Greise und Kinder," lautete die Botschaft. „Wir wollen den Tiger zu Fuß auffuchen. Meine Treiber haben ihn in den Dschangeln von Kurnavati seit gestern schon umstellt."

Die Jagd sollte eine andere Wendung nehmen, als der Radschah erwartete.

Die Eskorte der Gortschura, die den Fürsten stets begleitete, mußte am Rande der Dschangeln zurückbleiben, nur zwei Büchsenpanner durften den beiden Männern in das abgesperrte, mit dichtem Buschgestrüpp bewachsene Jagdfeld folgen. Es war ein äußerst unübersichtliches, nur von einzelnen Pfaden durchschnittenes, theilweise sumpfiges Terrain, ein richtiges Dschangolo, wie der indische Waidmann es liebt. Oft schlug das hohe Schilfgras, das hier und dort mit dem kletternden Buschwerk abwechselte, den Jägern fast über den Köpfen zusammen, und erst auf der kleinen nächsten Lichtung konnten sie sich wieder Aug' in's Auge blicken. Aber der Radschah kannte das Gelände genau, er hatte auch schon im Voraus den „Wechsel" bezeichnet, den Ort, wo der Tiger voraussichtlich gefunden werden würde, und schritt schnell, ohne sich aufzuhalten, vorwärts. Alles schien vortrefflich zu gehen. Ein prächtiges Thier, eines von jener seltenen Spezies, die durch breitere, ganz dunkelbraune Querstreifen auf dem rötlich gelben Fell ausgezeichnet ist, kam beiden Männern gleichzeitig zum Schuß und brach im Feuer zusammen.

Der Radschah jubelte laut auf. „Sieh, Herr, den weißlichen Badenbart der Beute, just ein Bart, wie ihn unsere Freunde in Kalfutta tragen. Daß sie Wischnu verderben möge, wie diesen Burschen dort," rief er und beugte sich über das verendete Thier, um ihm die rechte Vorderklaue als Jagdtrophäe abzuhaufen. „Sieh, Freund, wie beide Schüsse im Herzen sitzen, ich sah noch nie eine zähe Raqe so schnell sterben."

Chadreux, der kein Neuling bei diesem gefährlichsten aller Jagdvergnügen war, blickte besorgt um sich. „Es ist ein männlicher Tiger, sollte das Weibchen nicht in der Nähe sein, Hoheit?"

Der Radschah war noch ganz in der Bewunderung über beide Schüsse versunken, die in der That fast nur eine Wundöffnung gemacht zu haben schienen. Er lachte. „Nein, nein, mein Jagdmeister meldete mir nur von einem Thier, das er . . ."

Er konnte nicht vollenden. Im gleichen Augenblick keuchte und schnob es im Dickicht, das Gestrüpp bog sich plötzlich auseinander, der Graf sah eine gelbliche Masse fast wie eine Kugel durch die Luft fliegen . . . dann ein kurzer Aufschrei, und der Radschah brach unter dem gewaltigen Sprung der Tigerklau zusammen, während zugleich sein Jagdmesser, das er wie instinktiv zur Abwehr ausgestreckt hatte, über das Gras rollte.

Chadreux umfaßte mit einem schnellen Blick die ganze Lage. Die beiden Büchsenpanner waren mit einem angstvollen Hilferuf schon zurückgewichen, er selbst konnte, obwohl er bereits wieder ein geladenes Gewehr eingetauscht hatte, nicht schießen, da der Fürst und der Tiger wie zu einem unentwirrbaren Klumpen zusammengeballt schienen. Glücklicherweise hatte der Radschah so viel Geistesgegenwart behalten, den Hals des Thieres mit beiden Fäusten zu umklammern, und ließ nicht los, obgleich sein linker Arm, von den Krallen der Bestie zerfleischt, bereits heftig blutete.

Aber jede Sekunde Zögern mußte dem Fürsten den Tod bringen — es galt sofortiges Handeln. Und der französische Edelmann war

nicht der Mann, die eigene Gefahr zu scheuen. Das Jagdmesser des Radschah aufrassend, warf er sich entschlossen auf die Tigerkage und stieß ihr den kurzen, aber festen Dolch zweimal zwischen der dritten und vierten Rippe in den Leib, daß das Blut sofort in hellleuchtendem Bogen aus der klaffenden Wunde emporspritzte.

Die Verwundung schien das wüthende Thier indessen zunächst nur zu reizen. Sich mit einem kurzen Brüllen aufrichtend, machte es Miene, sich auf seinen neuen Segner zu stürzen. Chadreux ließ sich, den Sprung der Bestie erwartend, auf ein Knie nieder, aber durch die Bewegung des Tigers war der Radschah wenigstens mit der rechten Hand frei geworden und hatte eine seiner Pistolen aus dem Gürtel ziehen können. Fast unmittelbar am Ohr des Thieres drückte er los, der Schuß mußte die Hirschale zerschmettern haben, denn die Bestie griff nur noch einmal laut brüllend mit den Vorderpranken in die Luft und fiel dann im Todeskampf zuckend zurück. Der ganze Kampf hatte kaum länger als eine Minute gewährt.

Chadreux beeilte sich, dem Fürsten beizuspringen und ihm zu helfen, sich von der Last des halb auf ihm liegenden Tigers zu befreien. Der Radschah richtete sich schnell auf und schüttelte seine Glieder, als ob er probiren wolle, ob er noch in ihrem vollen Besitz sei. Er schien zwar zahlreiche, aber zum Glück keine einzige schwere Verwundung davongetragen zu haben, und der Graf konnte ihm und sich selbst aus vollem Herzen zu der glücklichen Beendigung des Abenteuers Glück wünschen.

Lange blickte der Hinfürst dem Franzosen stumm in die Augen. Dann breitete er plötzlich seine blutenden Arme aus und zog ihn fest an seine Brust. „Ich habe Dich als meinen Freund willkommen geheißen,“ rief er von tiefer Erregung überwältigt. „Gestatte jetzt, daß ich Dich meinen Bruder nenne.“

Der Graf fühlte sich durch die warme Hingabe, die aufrichtigen Worte des Fürsten fortgerissen und erwiderte die Umarmung mit Herzlichkeit, obwohl er gleichzeitig betonte, daß das, was er gethan, kein Anderer in gleicher Lage unterlassen hätte. Der Fürst lächelte und deutete mit einer verachtungsvollen Bewegung auf die beiden Soldaten der Gortschura, die sich jetzt zitternd, mit tiefgebeugtem Haupt wieder genabt hatten.

„Da, Liebling der Götter, sieh diese Schurken, die sich die Tapfersten meines Heeres nennen und zitternd davonstieben, wenn eine Kacke sich hören läßt. Ihr sollt es büßen, ihr Elenden, daß ihr euren Herrn verlassen habt; Feiglinge, die ihr nicht werth seid, dem niedrigsten Sudra die Fußsohlen zu küssen. Ehe die Sonne sinkt, wird die Strafe euch ereilen: vom höchsten Thurm des Schlosses werde ich euch herabstürzen lassen, daß eure Leiber in Stücke zerschellen, Kinder und Kindeskinde sollen eure Namen noch mit Verachtung nennen, hunderttausend Jahre sollt ihr in der Nareta\*) schmachten, ehe die Wanderung eurer Seele in den niedrigsten aller niederen Thiere, im Wurm, beginnt!“

Die beiden Männer warfen sich wehklagend auf die Erde und riesen abwechselnd des Fürsten Gnade und des Grafen Fürsprache an. Chadreux empfand wirklich Mitleid mit ihnen und hat warm für eine Milderung ihrer Strafe. Aber der Radschah schien zuerst unerbittlich. „Was liegt an dem Leben zweier Feiglinge? Sind sie nicht eine Schande für mein ganzes Volk, eine Schande für mein ganzes Heer?“ rief er erregt, und erst als der Graf eindringlicher wurde, gab er nach. „Weil es die erste Bitte ist, die Du an mich richtest, will ich sie Dir nicht abschlagen, Bruder. Ihr

elendes Leben sei ihnen um Deinetwillen geschenkt, aber acht Tage lang sollen sie, das Haut mit Asche bestreut, durch die Straßen von Ghatastavana herumgeführt werden, dreimal täglich die Geißel des Peitschmeisters kosten und dann in meine Bergwerke zu Slavatta wandern. Doppelte Schmach über sie, daß sie solch' Leben dem Tode vorziehen! — Und nun komm, mein Bruder, und laß uns meinen harrenden Getreuen, unter denen hoffentlich bessere Männer als diese hier sind, künden, was geschehen ist!“

3.

Die Gefangene Mehemed Ali's.

Dich lieb' ich, wie die Rose ihren Strauch;  
Dich lieb' ich, wie die Sonne ihren Schein;  
Dich lieb' ich, weil Du bist mein Lebenshauch —  
Dich lieb' ich, weil Dich lieben ist mein Sein.

Müder, Liebesfrühling.

Am Abend desselben Tages, an welchem die Geistesgegenwart des Grafen den Radschah aus schwerer Lebensgefahr errettet hatte, sandte der Fürst nach der Chadreux angewiesenen Wohnung und ließ ihn bitten, trotz der vorgerückten Stunde ihm noch seinen Besuch zu schenken. Der Offizier beeilte sich selbstverständlich, diesem Wunsche, der ihm ja fast ein Befehl sein mußte, Folge zu leisten, er war aber erstaunt, daß der Fürst ihn nicht wie sonst in der großen Staatshalle empfing. Der Leibdiener des Radschah geleitete ihn vielmehr durch die lange Reihe der goldstrotzenden Gemächer schnell hindurch und blieb endlich vor einem dichten, in schweren Falten niederreichenden Vorhang stehen, den er mit demüthig gebeugtem Haupt leicht küstete.

Chadreux war überrascht, als er eintrat. Ganz im Gegensatz zu den glänzenden Sälen, zu den marmorschimmernden Brunnzimmern, die er soeben durchschritten hatte, sah er hier plötzlich das Innere einer dürrtigen Hütte. Die Wände waren schmucklos, nur roh abgeputzt, der Fußboden schien aus unbehauenen Steinen gepflastert, einige Binsenmatten bedeckten ihn zum Theil, nur ein hochgepolstertes Kissen lag wie ein Fremdling inmitten der ärmlichen Stube. In einer Ecke war aus rohen Steinen ein herbdähnlicher Hausaltar aufgerichtet, auf dem eine starke Flamme emporloberte, ein kleines Tischchen mit verschiedenen Schalen, wie man sie in jeder indischen Haushaltung findet, stand daneben.

(Fortsetzung folgt.)

Charles Gounod.

(Mit Porträt auf Seite 121.)

Der hervorragendste unter den französischen Tonbildnern der Gegenwart ist ohne Frage Charles Gounod (siehe das Porträt auf Seite 121), dessen Ruf durch die Oper „Faust und Margarethe“ sich über die ganze musikalische Welt verbreitet hat. Der Künstler ist am 17. Juni 1818 zu Paris geboren, wo er das Konservatorium besuchte, auf dem er 1839 den sogenannten Rom-Preis errang. Während seines Aufenthaltes in der Libstadt studirte er vorzugsweise die italienische Kirchenmusik und war auch nach seiner Rückkehr in Paris zuerst als Kirchenkapellmeister thätig. 1851 erschien seine erste Oper „Sappho“ in der Pariser Großen Oper, dieser folgten 1852 die Chöre zu Bonnard's „Ulysses“, 1854 eine fünfstaktige Oper „Die blutige Nonne“, 1858 die nach Moliere's Lustspiel bearbeitete komische Oper „Der Arzt wider Willen“ und 1859 Gounod's Meisterwerk „Faust und Margarethe“, das durch seine Originalität und seinen Melodienreichtum durchschlagenden Erfolg hatte und auch auf allen größeren Bühnen des Auslandes bis heute ständig dem Spielplane angehört. Zu dieser Höhe hat sich Gounod in seinen späteren Werken nicht wieder emporzuschwingen vermocht. Die Opern „Philemon und Baucis“, „Die Königin von Saba“ und seine Musik zu „Mireille“ sind in Deutschland nur wenig bekannt

geworden; „Romeo und Julia“ (1867) dagegen wird vielfach gegeben, hat jedoch nicht entfernt die Frische, den dramatischen Schwung und die Eigenartigkeit des „Faust“, noch weniger „Der Tribut von Zamora“ (1881), der ebenfalls über fremde Bühnen gegangen ist. Auf Paris beschränkt blieben: „Polyeuct“ und „Cinq-Mars“. Gounod's jüngste Schöpfung ist die Musik zu Barbier's Melodram „Jeanne d'Arc“. Außerdem hat er werthvolle Kirchenkompositionen, Oratorien, Lieder (darunter das allbekannte „Frühlingslied“) u. s. w. geschrieben.

Das Denkmal Friedrich's des Großen in Berlin.

(Mit Bild auf Seite 124.)

Unmittelbar vor dem Palais Kaiser Wilhelm's I., am Anfang der Lindenpromenade in Berlin, erhebt sich das berühmte Meisterwerk des Bildhauers Rauch, das am 31. Mai 1851 enthüllte Denkmal Friedrich's des Großen, welches unser Bild auf Seite 124 darstellt. Es hat eine Gesamthöhe von 13,5 Metern und ruht auf einem 1,63 Meter hohen Sockel von Granit, welcher zunächst das hohe Piedestal trägt. Dasselbe hat drei Abtheilungen. An der untersten befindet sich die Widmungsschrift, ferner Gedächtnistafeln mit den Namen von 80 ausgezeichneten Männern, Zeitgenossen des großen Königs. Die mittlere Abtheilung ist rings von theils freistehenden, theils Hautrelief-Figuren umgeben. Ueber den Voluten an den vier Ecken sprengen vier Reiter hervor: an der Vorderseite Prinz Heinrich, der Bruder des Königs, und Herzog Ferdinand von Braunschweig; auf der Rückseite General v. Zieten und General v. Seydlitz. Zwischen diesen erblickt man die übrigen hervorragenden Helden, Staatsmänner und Ritter des Geistes aus jener Zeit. Die oberste Abtheilung des Piedestals zeigt an den vier Ecken die allegorischen Figuren der Mäßigung, Gerechtigkeit, Stärke und Weisheit, dazwischen Darstellungen aus dem Leben des Königs und aus seinem Wirken für Kunst, Industrie und Handel. Auf diesem figurenreichen Unterbau erhebt sich endlich die 5,65 Meter hohe Reiterstatue des „alten Fritz“, wie er in der Erinnerung seines Volkes lebt. Das Denkmal, dessen durch Friebel ausgeführter Bronzeuß 800 Centner Metall erfordert hat, ist nicht nur das größte Werk Rauch's, sondern überhaupt eines der bedeutendsten Meisterwerke dieser Art.

Die Jagd der Patagonier mittelst der Bolas.

(Mit Bild auf Seite 128.)

Die Patagonier, welche die Steppen zwischen dem Rio Negro und der Magelhaensstraße im südlichsten Theile des amerikanischen Continents bewohnen, sind Reiternomaden, welche von nomadisch betriebener Viehzucht und dem Ertrage ihrer Jagden leben. Auf den letzteren wissen sie ihre Bolas oder Wurffugeln mit derselben unfehlbaren Geschicklichkeit zu schleudern, wie die Mexikaner und Gauchos ihre Lasso's — zum Unterschiede von den letzteren werden die Bolas aber, nachdem man sie an der Schnur um den Kopf geschwungen, mit letzterer ganz fortgeschleubert, während man beim Lasso das eine Ende in der Hand behält. Man hat Bolas mit 2 Kugeln zum Straußenfang, und solche mit drei Kugeln zur Guanacojagd. Die zähe leichte Schnur der Bolas wird meist aus Strauß- oder Guanacosehnen hergestellt, die vierfach geflochten werden; ihre Länge beträgt zwischen 7 und 8 Fuß. Die Entfernung, auf welche die Bolas im vollen Galop geworfen werden, beträgt oft bis zu 17 Meter; bei Guanacos und Straußen zielt man stets nach dem Halse, bei wilden Kindern und Pferden nach den Hinterbeinen. Mitunter stößt man bei diesen Jagden auch auf einen Puma, der dann meist durch einen Schlag mit einer der Kugeln getödtet wird. Unser Bild auf Seite 128 stellt eine solche Scene dar. Im Hintergrunde gewahren wir drei flüchtende Guanacos, von denen eines gerade von den Bolas eines der hinterer galopirenden Patagonier getroffen wird. Im Vordergrunde will ein Puma, der bereits die nach ihm geworfenen Bolas um den Hals trägt, sich fauchend zur Wehr setzen, worauf ihm einer der berittenen Jäger durch einen Schlag mit einer der Wurffugeln den Kopf zerschmettert.

\*) Gölle.

# Die Gefahren der Wildniß.

Australische Erzählung

von  
Felix Lilla. (Nachdruck verboten.)

Im Zeltlager am Tambaroura-Creek saßen am Abend eines arbeitsvollen Tages fünf Männer in ihrem Zelte beisammen.

Es waren die Engländer Thomas Smith und William Jones, der alte Schotte Mac Adam, der Franzose Jean Dupuis und ein junger Deutscher Namens Philipp Rosen.

Sie hatten ihren dritten Claim ausgegraben, waren auf den Grund der Grube und auf die goldhaltige Erde gelangt und zum dritten Male in ihren hoffnungsreichen Erwartungen getäuscht worden durch den allzu geringen Ertrag, der die Mühe des Auswaschens nicht einmal lohnte. Darüber haderten sie mit dem Schicksal und machten sich Sorgen wegen der nächsten Zukunft. Ihre verfügbaren Geld- und Subsistenzmittel waren nur noch äußerst knapp bemessen, und der Krämer im Lager pflegte nur gegen baar zu verkaufen.

Nicht weit davon am Hügelhang erscholl aus einem anderen Zelte Gesang und lärmender Jubel. Dort hauste eine Goldgräber-Gesellschaft, deren Glück im ganzen Lager besprochen wurde, und Einer von den Leuten feierte seinen Geburtstag, bei welcher Gelegenheit Champagner in Strömen floß.

Die Fünf, welchen das Glück in Australien bisher noch nicht erblickt war, beschlossen an diesem Abend, die Gegend am Tambaroura zu verlassen. Smith, Jones und Dupuis wollten nach den Hardwick-Mountains, einer noch gar nicht erforschten Gebirgswildniß jenseits des Peel-River, ziehen, wo sie Gold zu finden hofften — ein sehr gefährliches Unternehmen, wovon der erfahrene Schotte entschieden abrieth. Die anderen Weiden waren des mühevollen Lebens in den Diggings überdrüssig geworden. Mac Adam hatte zufällig eine Bathurst Zeitung erhalten und darin gelesen, daß Mr. Powell, ein alter Bekannter von ihm und Besitzer einer großen Schäferstation am Peelflusse, einen tüchtigen Schäfer suche, sowie einen jungen Mann, der sich auf Schreiberei und Buchführung verstehe. Er meinte, das wären annehmbare Stellungen für ihn und Rosen, der als ehemaliger Handlungsbevollmächtigter mit der Feder gut umzugehen wisse, und der Deutsche war einverstanden mit dem Plan.

Die letzten Stunden ihres Zusammenseins im Zeltlager am Tambaroura-Creek feierte die kleine Genossenschaft noch so heiter wie möglich.

Am folgenden Morgen veranstalteten sie eine Auktion und verkauften ihre Geräthschaften und Sachen, deren sie sich zu entledigen wünschten. Dies Geschäft war rasch abgethan. Auch die Theilung geschah ohne Haber, in aller Freundschaft.

Darauf rüsteten sie zum Aufbruch und verließen eine Stunde später das Lager. Mehrere Tage brauchten sie, um an den Peelfluß zu gelangen, einen schönen Strom mit klarem Wasser, der dem Darlingflusse zufließt. Am Peelflusse fand die Trennung statt.

Philipp Rosen und Mac Adam wollten nun

Und so verließen sie einander.

Am Abend desselben Tages erreichten der junge Deutsche und der Schotte Mr. Powell's Station, aus einfachen einstöckigen, aber weitläufigen und behäbigen Gebäuden bestehend, dort wurden sie vom Besitzer wohl aufgenommen.

James Powell war ein Mann in den Fünzigern, ein energischer Charakter, ohne jede höhere Bildung, der den größten Theil seines Lebens im Busch zugebracht hatte und sich dabei äußerst wohl fühlte. Er war verheirathet und hatte zwei Kinder, eine neunzehnjährige Tochter Harriet und einen siebenzehnjährigen Sohn Charles.

Mac Adam, den Powell schon kannte und schätzte, wurde sogleich als Schäfer engagirt mit dem Versprechen, daß er bei erster Gelegenheit zum Aufseher befördert werden solle.

Philipp Rosen wurde zunächst auf Probe angenommen. Der Stationshalter sagte, daß sein Sohn Charles zur Zeit auf einer Schule in Sydney die nöthige Ausbildung erhalte. Nach einem halben Jahre würde dieselbe beendet sein; dann solle Charles die Buchführung, das Rechnungswesen und die geschäftliche Korrespondenz der Station übernehmen.

Es mußte Buch und Rechnung geführt werden über die Auszahlung des Lohnes und die Auftheilung der Rationen an die Hirten, Schäferscherer, Fuhrleute und anderen Arbeiter. Dergleichen auch über die Erträgnisse von den verschiedenen Heerden und über den Zu- und Abgang von Schafen.

Alles dies war gerade nicht in der besten Ordnung, seit James Powell selbst in ungeschickter Weise die Schreiberei besorgte, denn wie er selbst eingestand, war er kein Mann der Feder. Zuweilen hatte ihm allerdings seine Tochter Harriet geholfen, eine schöne und verständige junge Dame, die in einem theuren Pensionat zu Sydney eine vortreffliche Erziehung erhalten hatte.

Allein das konnte nicht immer sein.

Philipp arbeitete sich gewandt und schnell ein. Als gelernter Kaufmann, der bereits in einem großen Handelscomptoir zu Bremen gearbeitet, verstand er trefflich die Buchführung; Powell war sehr mit seinen Leistungen zufrieden.

Unter solchen Beschäftigungen gewann unser Landsmann ein lebhaftes Interesse für das australische Wollgeschäft. Häufig ritt er umher — ein gutes Reitpferd war ihm zur Verfügung gestellt — um die Heerden auf den oft weit entlegenen Weiden zu inspizieren. Bei solchen Gelegenheiten lernte er die Umgegend genau kennen.

Die schöne Harriet fühlte das einsame Leben



Denkmal Friedrich's des Großen in Berlin. (S. 123)

ostwärts wandern nach James Powell's Station, Dupuis und die beiden Engländer nordwärts nach den Hardwick-Mountains.

Noch einmal warnte der Schotte eindringlich die zu der abenteuerlichen Unternehmung Verbündeten vor dem gefährlichen Wagniß, mit so geringen Vorräthen und ohne hinreichende Kenntniß der Landeseigenümlichkeiten in eine unbekannte, unwegsame Gebirgsgegend einzubringen. Aber die drei ketten Burschen lachten den Warner aus.

„Nun, so zieht denn eurem Schicksal entgegen,“ sagte Mac Adam zuletzt. „Ich will mit mehr Erfolg wilde Känguruh's bändigen, als euch zur Vernunft bringen. Ich wünsche euch alles Gute auf den Weg!“

Humoristisches: Heiraths-Vermittlungen.



Oft genügt's den Schirm zu leihen  
Bei 'nem jähen Regenguß,



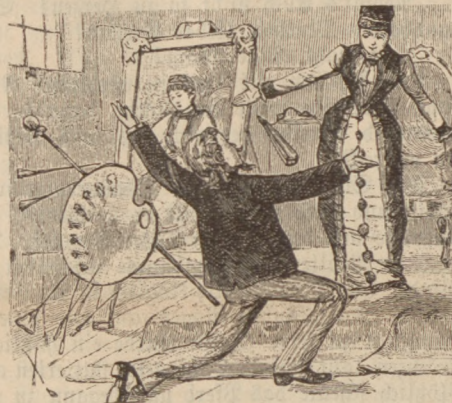
Oder eine Fahrt zu Zweien  
Ueber Land im Omnibus.



Leicht auch werden die zu Paaren,  
Die zu gleicher Arbeit geh'n.



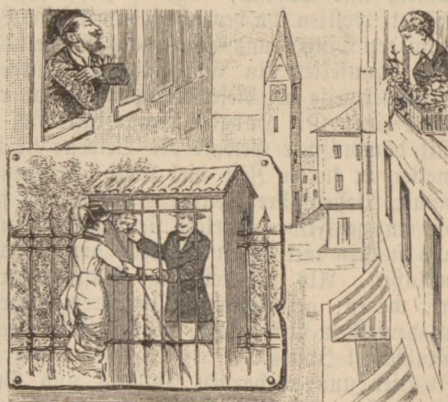
Gut bewährt sich meist: Gefahren  
Mit einander zu besteh'n.



Auch sich lassen porträtiren  
Hat schon oft geführt zum Ziel,



Und vierhändig musizieren  
Oder gar Theaterpiel.



Sehr probat ist stets das Wohnen  
Vis-à-vis und Thür an Thür,



Doch in fernem, heißen Zonen  
Gilt's, daß man die Braut entführ'.



Gern sich Herz zum Herzen findet  
Durch das feuchte Element,



Nolens volens gar verbindet  
Reicher Vorfahr'n Testament.



Wem's gelang auf keine Weise  
Dem verschaffen wir sein Theil,



Doch zuletzt am höchsten preise  
Als Vermittler: Amor's Pfeil!

auf der Station oft recht schwer, seitdem sie in Sydney das großstädtische Leben kennen gelernt, und Philipp Rosen, der eine gediegene Erziehung genossen, die Welt gesehen und weite Reisen gemacht hatte, konnte sehr angenehm und unterhaltend sprechen. Die Beiden wurden somit bald sehr vertraut und mit der Zeit traten sie einander immer näher. Philipp war eine hübsche, stattliche Erscheinung und konnte also wohl durch äußere und innere Vorzüge einem schönen jungen Mädchen gefallen, besonders auf einer australischen Station, wo sonst nur rauhe Buschgestalten sich hlicken ließen.

Philipp wiegte sich in den lieblichsten Illusionen baldigen zukünftigen Glückes und verfehlte nicht, darüber mit seinem treuen Freunde, dem alten Schotten, draußen in dessen Schäferhütte zu sprechen.

Mac Adam schüttelte bedächtig den Kopf. „Das ist Unsinn, lieber Rosen,“ sagte er. „Ich kenne Powell durch und durch. Seine Tochter werdet Ihr niemals bekommen.“

„Mac Adam, ich glaube, Ihr seht zu schwarz in die Welt.“

„Macht doch die Probe, mein Lieber! Versucht Euer Heil! Redet mit Powell, bringt Eure Werbung vor, hört, was er antwortet, und Ihr werdet um eine interessante australische Erfahrung reicher sein.“

„Ich will's versuchen,“ sagte Philipp entschlossen, verließ die Schäferhütte, ging direkt nach dem Herrenhause, suchte Mr. Powell auf, erbat eine Unterredung unter vier Augen und hielt in wohlgelegten Worten um Miß Harriet's Hand an.

„Das ist ja recht schön,“ sagte der Stationshalter gleichmüthig. „Ihr seid ein guter junger Mann. Ich kann Euch wohl leiden und begreife auch, daß meine Tochter Euch gern hat. Aber was habt Ihr denn?“

„Ich habe zwar kein Vermögen, doch das eifrigste Bestreben, durch Fleiß und Beharrlichkeit in der Welt vorwärts zu kommen.“

„Sir, das eifrigste Bestreben ist kein Gegenstand, wofür Jemand hier zu Lande auch nur einen Penny geben würde.“

„Mr. Powell, Ihr habt doch auch klein angefangen.“

„Wohl, als ich jung und noch arm war und an's Heirathen dachte, da heirathete ich ein Mädchen von meinem Stande, arm und arbeitfam wie ich, denn Gleich und Gleich gesellt sich gern, im Busch und überall in der Welt, wie ich glaube.“

„Somit weil ich arm bin —“

„Deshalb erscheint Ihr mir als Schwiegerohn nicht geeignet.“

„Aber Harriet, deren Neigung mir zugewandt ist —“

„Meine Tochter wird schließlich vernünftig darüber denken, hoffe ich.“

„Ihr weist mich demnach ab?“

„Vorläufig ja. Ich will Euch aber nicht jede Hoffnung abschneiden. Nach drei Wochen ist Euer Engagement abgelaufen, mein Sohn Charles kommt zurück, und Ihr werdet die Station verlassen. Tüchtige Leute können in Australien, wie die Erfahrung häufig gezeigt, rasch zu ansehnlichem Vermögen gelangen. Versucht's doch! Und gelingt es Euch, dann kommt zurück und fragt nochmals an. Ich gebe Euch ein Jahr Zeit.“

„Ein Jahr!“ seufzte Philipp. „Wie soll ich in einem Jahre solchen Reichthum erwerben, um Eurem Verlangen zu genügen?“

„Zehntausend Pfund Sterling würden hinreichend sein.“

„O, Mr. Powell, ich glaube, Ihr spottet meiner!“

„Durchaus nicht. Was ich verlange, ist in Australien nichts Unerhörtes, nichts Unmögliches.“

Niedergeschlagen verließ der junge Deutsche den reichen Stationshalter. Harriet wollte er auffuchen und mit ihr reden, aber sie war nicht zu finden. Dann sattelte er sein Pferd und ritt nach der Schäferhütte Mac Adam's zurück. Dort berichtete er das Vorgefallene dem Freunde.

„Hatte ich nicht Recht?“ brummte der alte Schotte. „Nun seid Ihr um eine Erfahrung reicher. Zehntausend Pfund — haha! Wie wollt Ihr die beschaffen?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte Philipp traurig. „Was beabsichtigt Ihr denn nach Eurem demnächstigen Scheiden von der Station zu thun?“

„Ich weiß es noch nicht. In den Wald hinein will ich reiten und nachdenken über mein unglückliches Schicksal.“

„Pah, verzagt nicht ganz! Ihr seid jung und könnt vielleicht noch viel Glück haben in der Welt.“

„Darauf hoffte ich in den Minen, darauf hoffte ich hier; doch meine Hoffnungen erwiesen sich trügerisch.“

„Nehmt's Euch nicht so zu Herzen! Seid standhaften Muthes, lieber Freund!“

„Lebt wohl, Mac Adam!“  
Und Philipp ritt fort in nördlicher Richtung, über eine weite Grasfläche, dann in den Gumwald hinein, der sich bis an's Gebirge hin erstreckt.

Drei Stunden vergingen. Dämmerung brach herein und noch immer ritt er vorwärts, der Ruhelose mit dem gramgefüllten Gemüth. Die trockenen Blätter der Gumbäume raschelten im Winde. Ein Dingo heulte kläglich in der Ferne. Etliche Wongatauben flogen auf und schienen geängstigt zu sein. Dann wurde ein häßliches Krächzen laut und drei Nasgeier flatterten auf. Plötzlich scheute das Pferd und begann zu zittern, indem es angstvoll wieherte.

Philipp schaute nieder und was er sah, erfüllte ihn mit Entsetzen. Es lag da, halb bedeckt von dem fallenden Laube, auf dem Erdboden ein Mensch, dem Anschein nach ein Sterbender. Rings um den Unglücklichen hockten auf Baumstämpfen und niederen Nesten widerliche Geier, den Tod des Opfers der Wildniß erwartend.

Eiligt sprang unser Landsmann vom Pferde. Da war es ihm, als ob der Arme seinen Namen flüsterte. Er kniete nieder und — ein Schauer überlief seine Glieder — erkannte in der abgekehrten Gestalt den ehemaligen Arbeitsgefährten Jean Dupuis.

Philipp hatte zum Glück in seiner Satteltasche eine Feldflasche mit Wein, die er am Morgen hineingesteckt, als er einen Inspektionsritt hatte unternehmen wollen. Damit labte er den Unglücklichen.

Schreiend flogen die Geier auf, als würden sie inne, daß ihr Opfer ihnen entrisen sei; sie flatterten schwerfällig fort, um erst in einiger Entfernung abermals niederzuhocken.

„Dank!“ stammelte der Erquickte.

„Ich kam zur rechten Zeit,“ meinte Rosen. „Wunderbar! Ich ritt auf's Gerathewohl in den Wald und dachte nicht an Euch!“

„Ja, mein Freund, Ihr habt mich gerettet. Sonst wäre ich Jenen wohl bald zur Beute geworden.“

„Wo sind Eure Gefährten Smith und Jones?“

„Beide sind todt, verhungert. Ich selbst habe auch seit neun Tagen nichts gegessen, als einige Schnecken und Würmer.“

„Leider habe ich nur das Fläschchen Wein bei mir, nichts Eßbares. Aber ich will Euch auf mein Pferd heben und so rasch wie möglich nach der nächsten Schäferhütte bringen. Es ist die unseres Freundes Mac Adam. Dort werdet Ihr an Speise und Trank Euch stärken und hoffentlich Euch bald erholen, lieber Dupuis.“

„Ja, ja!“ leuchte der Franzose. „Und ich kann auch Eure Freundschaft belohnen.“ Mühsam bewegte er seinen rechten Arm und zog aus der Rocktasche eine Handvoll Goldkörner.

„Ah, Ihr habt also wirklich Gold gefunden in den Hardwick-Mountains?“

„Verfluchtes Gold!“ murmelte Jean mit unheimlichem Lächeln. „Ich hatte viel mehr davon. Unterwegs warf ich die Last fort. Ich hätte den größten Schatz der Welt für einen Bissen Brod hingegeben. O, o! Verfluchte Goldgier, die den Menschen in's Verderben bringt!“

„Laßt mich zuerst Sorge für Euch tragen. Nachher werdet Ihr Eure Leiden schildern.“ Damit hob Rosen vorsichtig den Franzosen auf's Pferd und lenkte dasselbe, daneben schreitend, der Behausung Mac Adam's zu, wo sie spät nach Mitternacht anlangten.

Der Schotte wurde aus dem Schlafe geweckt und empfing mit äußerstem Staunen die Ankömmlinge. Das tragische Schicksal der drei ehemaligen Kameraden rührte ihn tief. Sogleich beeiferte er sich, für den einzig Ueberlebenden so gut zu sorgen, wie er das vermochte.

Dann legte sich Dupuis, nachdem er sich durch Speise und Trank erquickt, hin und sank in einen festen, lang anhaltenden Schlummer.

Am folgenden Tage, als er gegen Mittag erwacht war, fühlte er sich erheblich besser. Rosen war wieder in der Schäferhütte und hatte Wein und kräftige Speisen für den Stärkung bedürftigen Freund mitgebracht.

Nun erzählte Jean ausführlich seine Abenteuer und Leiden.

Die drei Goldsucher hatten schon vier Monate in den Wildnissen der Hardwick-Mountains umherprospektet und manches Glend ausgestanden, doch immer wieder den nothdürftigsten Lebensunterhalt gefunden, bis sie in eine öde, trockene Gegend gelangten, wo sie sich verirrtten. Hier starb Jones vor Hunger und Erschöpfung. Smith und Dupuis, obgleich selbst sehr entkräftet, wollten ihn begraben, damit seine Leiche nicht den Dingos und Geiern zum Raube würde. Sie schaufelten ein Grab aus und entdeckten seltsamerweise bei dieser Gelegenheit eine reiche Goldmine. Die Habgier bemächtigte sich nun mit dämonischer Gewalt der Beiden; sie sammelten in kurzer Zeit viel Gold, beluden sich damit, ließen ihre Decken, Geräthe und sogar die einzige Flinte, welche sie besaßen, zurück, und suchten mit ihren Schätzen die Einöde zu verlassen. Als sie drei Tage lang umher geirrt waren, gelangten sie zu ihrem Schrecken an denselben Ort zurück, wieder sahen sie den Grabhügel Jones'!

Hier nun verbargen Dupuis und Smith den größten Theil ihres Goldes, bevor sie abermals die Stätte verließen. Nach einigen Tagen kamen sie in einen Hain hoher düsterer Fichten. Dasselbst brach Smith zusammen und starb vor Hunger. Der einzig Ueberlebende häufte auf die Leiche Fichtenzapfen, die in Massen süßhoch den Erdboden bedeckten. Dann wandte er weiter, bis er kraftlos zusammenbrach an der Stelle, wo ein glücklicher Zufall den jungen Deutschen noch rechtzeitig hinführte.

„Es wundert mich doch, daß Ihr diese furchtbaren Entbehrungen und Leiden so viel länger ausgehalten habt, als Eure robusteren Genossen,“ sagte Mac Adam.

„O, da ist die Erklärung sehr einfach,“ versetzte der Franzose. „Ich fristete mein Leben nothdürftig durch den Genuß von Schnecken, Würmern, Kerbthieren und was sonst zu haben war. Meine Gefährten aber empfanden unüberwindlichen Abscheu vor solcher Speise. Als sie dennoch der wüthendsten Hunger dazu trieb, war es zu spät, ihre Kräfte waren hin. Aber so ist es gekommen, daß ich es zehn Tage länger aushielt, als die Anderen.“

„Und was wollt Ihr nun beginnen, Dupuis?“

„Ich will nach dem Zeltlager am Tambourra-Creek zurückkehren.“

„Aber Euer Schatz in der Wildniß?“

„O, ich gehe nicht um alle Schätze der Welt wieder in die fürchterliche Gegend zurück!“

„Aber wenn wir mit Euch gingen?“ fragte Rosen.

„Ihr hättet den Muth?“

„Gewiß! Bei so sicherer Aussicht kann man schon etwas wagen, um viel zu gewinnen. Ich brauche nothwendig zehntausend Pfund Sterling.“

„Ihr seid mein Lebensretter, Rosen,“ sagte Dupuis. „Ich bin Euch heißen Dank schuldig. Ja, ich möchte wohl Euer Glück machen.“

„Und auch Euer eigenes!“ rief Mac Adam. „Dann könnt Ihr als reicher Mann nach Paris zurückkehren. Zunächst müssen wir uns gut anrücken mit Lebensmitteln und mit Pferden. Rosen und ich haben einige Ersparnisse gemacht, die wir daran setzen können, und Ihr habt ja auch etwas Gold mitgebracht. Alles dies zusammen wird wohl hinreichend sein.“

„Wie sollen wir aber den Weg finden?“ fragte Rosen. „Den Fichtenwald glaube ich zu kennen. Bei einem Ausflug nach Norden habe ich denselben einmal durch das Fernglas gesehen. Aber wie dann weiter?“

„Von der Goldmine bis zum Fichtenwald haben Smith und ich zuweilen Zeichen gemacht, um nicht abermals in der Irre nach demselben Ort zurückzukommen.“

„Dies genügt,“ sprach Mac Adam. „Wenn man nur die Gefahren der Wildniß kennt, so sind sie nicht unüberwindlich.“

„Wie soll die Theilung sein, im Falle das Unternehmen gelingt?“

„Sagt Eure Meinung, Dupuis!“

„Drei gleiche Theile.“

„Ich mache nicht auf so viel Anspruch,“ sagte der biedere Schotte. „Nach meiner Heimkehr will ich die Angehörigen von Smith und Jones zu ermitteln suchen und mit ihnen theilen.“

„Das ist schön!“ rief Rosen. „Ich dachte auch daran.“

„Wann wollen wir also die Expedition in's Wert setzen?“

„Nach drei Wochen, wenn Rosen's Kontrakt abgelaufen ist. Ich nehme auch meinen Abschied. Bis dahin wird Dupuis sich völlig wieder gekräftigt haben.“

So war's denn beschlossen.

Philipp sprach mit Harriet über seine guten Aussichten, worüber die junge Dame sich sehr erfreut zeigte. Auch Mr. Powell nickte beifällig, als unser Landsmann ihm vertrauliche Mittheilungen von dem abenteuerlichen Vorhaben machte.

Als der bestimmte Tag gekommen war, nahmen die Drei Abschied von den Bewohnern der Station, Philipp durfte seiner Harriet noch einmal die Hand drücken, und dann zogen sie nordwärts, den Hardwick-Mountains zu. Zuerst war Rosen Führer bis zu dem Fichtenwald. Es war der richtige, wie Jean Dupuis konstatarie, indem er eine wipfellose, schief stehende Fichte wieder erkannte, unter welcher die Leiche Smith's liegen sollte.

„Dies ist die Bunya-Fichte,“ sagte Mac Adam. „Und hier ist der arme Tom Smith verhungert?“

„Unter jenem Haufen von Zapfen liegt seine Leiche,“ versetzte Dupuis.

„Also verhungert an einer Stätte, die eine Fülle von Nahrung bietet!“ rief der Schotte. „Der ganze Erdboden liegt ja voll von diesen Fichtenzapfen. Seht!“

Er spaltete mit seinem Messer einen Bunya-Zapfen und zeigte im Inneren desselben drei

Reihen von Samentörnern in Gestalt großer Kerne, die wie süße, mehreiche Nüsse schmeckten.

„Die Eingeborenen essen mit Begier diese Kerne,“ erklärte Mac Adam. „Geröstet sollen sie noch besser schmecken, überhaupt sehr nahrhaft und gesund sein. Was sagt Ihr dazu, Dupuis? Und hier mußte ein Mensch vor Hunger sterben! Das kommt also davon, wenn Leute in die Wildniß ziehen, ohne deren Gefahren und auch ohne deren Hilfsquellen zu kennen.“

„Wer konnte ahnen, daß diese klebrigen Fichtenzapfen einen eßbaren Inhalt bergen?“ murmelte der Franzose verstört. „Großer Gott, hätten wir das doch nur gewußt!“

Darauf wurde Smith's Leiche ordentlich begraben. Das Gold, welches man bei selbiger fand, nahm der Schotte in Verwahrung, sowie auch eine alte Briestafche mit Legitimationspapieren, die ihm später zur Ermittlung der Angehörigen des Todten dienen konnten.

Darauf zogen sie weiter. Es war nicht leicht, nach den wenig genauen Angaben des Parisers, der zuweilen seine eigenen Zeichen nicht zu enträthseln vermochte, den Weg zu finden. Aber Mac Adam's Scharfsinn siegte über alle Schwierigkeiten und Hindernisse. Nach zehn Tagen gelangten sie in die trostlose Gegend, die neben einer Goldmine ein Grab barg.

Der von Dupuis und Smith versteckte Schatz wurde zuerst gehoben und darauf die Ausbeutung der Grube systematisch mit gutem Erfolg betrieben. In vierzehn Tagen erarbeiteten die drei Männer bedeutende Reichthümer, welche sie in zwei Touren zunächst nach der Station am Peel-River brachten.

„Das ist mein Antheil,“ sagte Rosen zu dem Stationshalter, nachdem die Theilung geschehen war. „Ihr seht, ich bin wohl doppelt so vermögend jetzt, als Ihr beansprucht.“

Mr. Powell erklärte, daß er zufrieden sei, und willigte nun in aller Form in die Verlobung des jetzt übergelücklichen Liebespaars.

Jean Dupuis reiste mit seinem Vermögen nach Paris, Mac Adam mit dem seinigen nach Schottland, zunächst aber nach England, wo er die Verwandten Thomas Smith's und William Jones' austundschaftete und reichlich unterstützte.

Unser Landsmann Philipp Rosen blieb in Australien. In Sydney eröffnete er ein kaufmännisches Geschäft und wurde ein angesehenener Wollen-Exporteur, sowie Importeur von Manufakturwaaren. Mit seiner Frau lebt er dort noch heute und sehr glücklich.

### Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

**Ein Kronenslieferant.** — Napoleon Bonaparte war zum Brigadegeneral ernannt worden und hatte den Befehl erhalten, nach Italien zu gehen, um dort den Oberbefehl über die Artillerie zu übernehmen. Da er seine Ausstattung nun eiligst einzurichten hatte, so begab er sich persönlich zu dem Besitzer eines der bekanntesten Bazare von Neise-Utensilien, zu Herrn Biennais. Der am Anfange einer glänzenden Laufbahn stehende junge General konnte sich indessen mit seinen Geldmitteln damals noch keinen großen Luxus erlauben und war daher in seinen Einkäufen sehr bescheiden. Der Kaufmann legte ihm jedoch die neuesten und besten Sachen seines Lagers vor, die Napoleon einige Zeit mit Wohlgefallen betrachtete, sie dann aber achselzuckend bei Seite schob.

„Findet dieses nicht Ihre Zufriedenheit, mein General?“ fragte Herr Biennais.

Napoleon machte eine abwehrende Bewegung. „Wie, dieses Necessaire enthielte also nicht, was Sie gebrauchen? Vermiffen Sie etwas an der Ausstattung?“

„Im Gegentheil, es gefällt mir außerordentlich.“

„Eh bien, warum also —“

„Sie wollen mich verführen; aber es ist ver-

geblich. Wie theuer ist denn Ihr Necessaire?“ fragte Napoleon.

„Fünfhundert Franken.“

„Das ist viel zu theuer, ich bin nicht reich genug, um ein solch theures Stück kaufen zu können.“

„Nichts weiter als das? Da ist leicht geholfen. Nehmen Sie es nur gefälligst an sich, Sie bezahlen es mir, wenn es Ihnen bequem ist.“

„Das könnte aber vielleicht lange währen. Bedenken Sie das ungewisse Loos des Kriegers; ich reise morgen zur Armee ab und wer weiß, ob ich wiederkehre.“

„Ich habe Vertrauen zu Ihrem Stern, mein General.“

„Glauben Sie? Nun, dann sei es darauf hin gewagt,“ versetzte Napoleon lächelnd, indem er ein Blatt aus seinem Taschenbuch nahm und einige Zeilen darauf schrieb, welche er dem Kaufmann überreichte. Dieser wünschte ihm eine gute Reise und glückliche Wiederkehr aus dem Feldzuge. Als Napoleon am folgenden Morgen zur Armee nach Italien abging, besand sich unter seinen Effekten auch das auf Kredit gekaufte Necessaire. —

Ein Zeitraum von zehn Jahren war vergangen. Das Necessaire war lange bezahlt; aus dem ehemaligen Brigadegeneral aber war ein Kaiser geworden. Kurze Zeit nach der Wahl Napoleon's zum Kaiser wurde Herr Biennais in die Tuilerien zu einer Privataudienz beordert.

„Ich habe noch eine alte Schuld zu begleichen,“ rief der Kaiser dem eintretenden Kaufmann entgegen.

„Verzeihung, Sire,“ erwiderte Biennais, „Eure Majestät schulden mir nichts mehr. Das Necessaire, welches ich die Ehre hatte, an den General Bonaparte zu verkaufen, ist mir vom ersten Konful Bonaparte bezahlt worden.“

„Freilich,“ versetzte Napoleon, „das Necessaire ist bezahlt, aber nicht die verbindliche Art, mit welcher Sie es mir damals kreditirten. Heute beabsichtige ich, Ihr Zutrauen von damals zu belohnen.“

Biennais erging sich über die Großmuth des Kaisers in den ausgesuchtesten Komplimenten und meinte, sein schwaches Verdienst sei überreichlich belohnt durch die Erinnerung, die der Kaiser einer so einfachen Handlung bewahrt habe. Napoleon unterbrach ihn: „Ich bin gekommen, für Sie etwas zu thun und ernenne Sie hiermit zum Juwelier der Krone. Hier ist das Ernennungspatent.“ Biennais traute seinen Ohren nicht. Er wagte zu bemerken, daß das doch nicht sein Fach sei, er habe sich nie mit der Goldarbeiterkunst befaßt.

„Das schadet nichts. Sie ändern Ihr Geschäft, und damit ist die Sache in Ordnung. Sie haben Geschmak, Talent und Geschäftskennniß, und werden sich daher leicht in eine neue Profession hineinfinden.“

Natürlich hütete Herr Biennais sich wohl, seinem kaiserlichen Gönner und voraussichtlich besten Kunden noch in irgend welcher Weise zu widersprechen. „Weil Sie es befehlen, Sire, werde ich versuchen, mein Bestes zu thun,“ war seine letzte Erwiderung.

„So machen Sie sich denn gleich an's Werk. Ich bedarf in einer kurzen Frist die Insignien der kaiserlichen Größe: die Krone, das Scepter, den Degen; und für die Kaiserin das Diadem, das Halsband und den übrigen Schmuck. Ich setze Vertrauen in Sie und bin überzeugt, daß Sie Ihre Arbeit zu meiner Zufriedenheit ausführen werden.“

Biennais that sein Bestes und hatte bald eine brillante Kundschaft. Als Napoleon an sein Geschäft, neue Könige zu ernennen, ging, vergaß er niemals, seinen Hofsjuwelier zu empfehlen. Auf diese Weise entstand eine Art Compagniegeschäft zwischen Napoleon und Biennais. Der Eine schuf das neue Königreich und der Andere versetzte die Krone dazu. Selbstverständlich bezogen auch alle Höflinge der Tuilerien und sonstige reiche Anhänger Napoleon's ihren Bedarf an Schmuckstücken von dem Lieferanten des Kaisers. So wuchs der Absatz des Herrn Biennais enorm; fast alle Fürsten Europa's machten bei ihm ihre Bestellungen. Es war darum durchaus nicht zu verwundern, daß er bedeutende Reichthümer anammelte, und als später Napoleon's Stern erlosch und das Kaiserreich zusammenstürzte, war der Kronenslieferant längst Besitzer von vielen Millionen. [Wb.]

**Junggesellen und Hausfreunde im Thierreich.** — Zur Osterzeit etwa, wenn nach langer Winternacht die Sonne wieder wärmer zu scheinen anfängt, regt sich in den nordischen Seevögeln das Gefühl der Liebe. Zu Millionen verjammeln sich dann die Eisergänse, Kummern, Möven, Alken u. s. w.

auf den berühmten „Bogelbergen“ Lapplands, um sich dort ein Weibchen zu suchen, ein Nest zu bauen und eine Familie zu gründen. Nun gibt es aber meist unter diesen Vögeln mehr Männchen als Weibchen und die Folge dieses Mißverhältnisses führt überall zu ununterbrochenen Kämpfen und Streitigkeiten mit alleiniger Ausnahme der Alken. Bei diesen betragen sich jene beklagenswerthen Männchen, welche bei der Wahl eines Weibchens zu kurz gekommen sind und die man bei den Menschen Junggesellen nennt, in musterhafter Weise. Anstatt ihre begünstigteren Geschlechtsgegnossen zu hassen, werden sie die wärmsten und aufopferndsten Hausfreunde der beglückten Ehepaare. Wenn im Neste das Weibchen brütet und außen vor demselben das Männchen sitzt, gefesselt sie sich zu letzterem, und wenn das Männchen die Gattin ablöst, halten sie außen allein Wache. Wenn aber beide Eltern, um Nahrung zu suchen, gleichzeitig in's Meer hinausfliegen, rutschen sie ohne Zögern in die Erdhöhhlung und wärmen das verlassene Ei. Diese selbstlose Hingebung hat eine Folge, um welche wir Menschen die Alken beneiden können: auf den Bergen, welche diese Vögel bewohnen, gibt es kein Waisenkind. Sollte der Gatte eines Paares verunglücken, so tritt sofort der Hausfreund an seine Stelle, und sollte der seltenere Fall eintreten, daß beide Eltern zugleich ihr Leben verlorren, so sind diese gutmüthigen und über alle Maßen lobenswerthen Junggesellen sofort bereit, das Ei vollends auszubrüten und das Junge großzuziehen.

So erzählt uns Dr. A. C. Brehm, der berühmte, allen unseren Lesern zweifellos bekannte Verfasser des „Thierleben“ in seinem unter dem Titel „Vom Nordpol zum Aequator“ soeben erscheinenden populären Vorträgen, welche eine höchst werthvolle Ergänzung zu dem oben genannten Hauptwerke Brehm's bilden. Diese prächtigen Vorträge enthalten eine Reihe Schilderungen aus dem Reise- und Forscherleben des berühmten Mannes, welche uns bald in die Regionen des ewigen Eises, bald in die Steppen Mittelasiens oder die Urwälder der Tropen versetzen und durch ihre Anschaulichkeit, Lebendigkeit und Formvollendung den Leser in einer Weise fesseln, wie sonst nur Werke der Einbildungskraft. Das Werk erscheint in zehn Lieferungen zum Preise von je 1 Mark, und wird gegen Ende des Jahres abgeschlossen sein.

**Der erste schlesische Winter.** — Zur Feier des nach dem ersten schlesischen Kriege geschlossenen Friedens war im Jahre 1743 bei dem Dorfe Hundsfeld in der Nähe von Breslau eine große Heerschau. Unter der Zuschauermenge befand sich auch ein junger Schwabe, Joseph Luz aus Heilbronn, eines hiesigen Schneidermeisters Sohn. Auf seiner Wanderschaft war er nach Breslau gekommen und dort in Arbeit getreten. Zufällig stand Joseph Luz bei der Befichtigung neben einem auffallend hübschen Mädchen, das dem jungen Schwaben so außerordentlich wohl gefiel, daß er mit ihrem Vater, der mit seiner Tochter hierhergekommen war, das militärische Schauspiel zu genießen, Befanntschaft anknüpfte. Dieser war ein behäbiger Altbürger, Namens Balthasar Gundlaff aus Mezibor, und seine Tochter bezauberte den jungen Schwaben so, daß er bald darauf seine Arbeit in Breslau aufgab und sich nach Mezibor wandte. Dort gestanden sich die beiden jungen Leute in einer

Stunde vertraulichen Beisammenseins ihre gegenseitige Zuneigung. Leider aber hatten sie die Rechnung ohne den Wirth gemacht; denn dem wohlhabenden Bürger Gundlaff wollte der schwäbische Schneidergeselle als zukünftiger Schwiegerohn ganz und gar nicht passen, und er verbot demselben schließlich sogar sein Haus. Das wollte dem treuen Liebhaber aber durchaus nicht in den Sinn und alle Abend umschlich er die Wohnung der Geliebten, um nur wenigstens einen Blick aus ihren holden Augen zu erhaschen. Bei einer solchen Gelegenheit ertappte ihn einmal der Alte und vermaß sich hoch und theuer, indem er auf die kahlen Anhöhen bei Mezibor wies: „Ebenso wenig, wie dort auf jenen Höhen je etwas grünt, ebenso wenig grünt für Euch die Hoffnung auf meine Dorel!“ „Wenn's aber dort grünt?“ warf der verliebte Luz ein. „Dann meldet Euch wieder!“ versetzte Gundlaff mit spöttischem Lächeln.

Als bald reiste Joseph Luz in aller Stille nach seiner schwäbischen Heimath und holte von Heilbronn Weinreben.

Mit diesen kehrte er zurück nach Mezibor, bedeckte sie hier mit Erde und bewarb sich bei der Behörde um die Erlaubniß, auf den kahlen

Höhen um die Stadt den Weinbau versuchen zu dürfen.

Bereitwilligt wurde ihm sein Gesuch gestattet, und im Frühling 1744 pflanzte er dort seine Reben, vervielfältigte sie im Herbst und folgenden Frühling und schon im Sommer 1745 prangten die Höhen im jungen Grün des Weinlaubes und das gab für das ganze Städtchen ein Fest. Mit der Verpflanzung der heimathlichen Reben auf die kahlen Höhen von Mezibor hatte Luz den alten Gundlaff besiegt und die Hand der Geliebten errungen. Inmitten seiner Anpflanzungen unter Böllerschüssen und dem Jubel der Bevölkerung des ganzen Städtchens feierten Dorel und Joseph Luz ihre Verlobung. So war der wadere Schwabe Luz der erste Weinbauer von Mezibor geworden, und als er hochbetagt die Augen schloß, waren bereits 50,000 Quadratrußen in der Umgegend des Städtchens mit Weinreben bepflanzt. [C. R.]

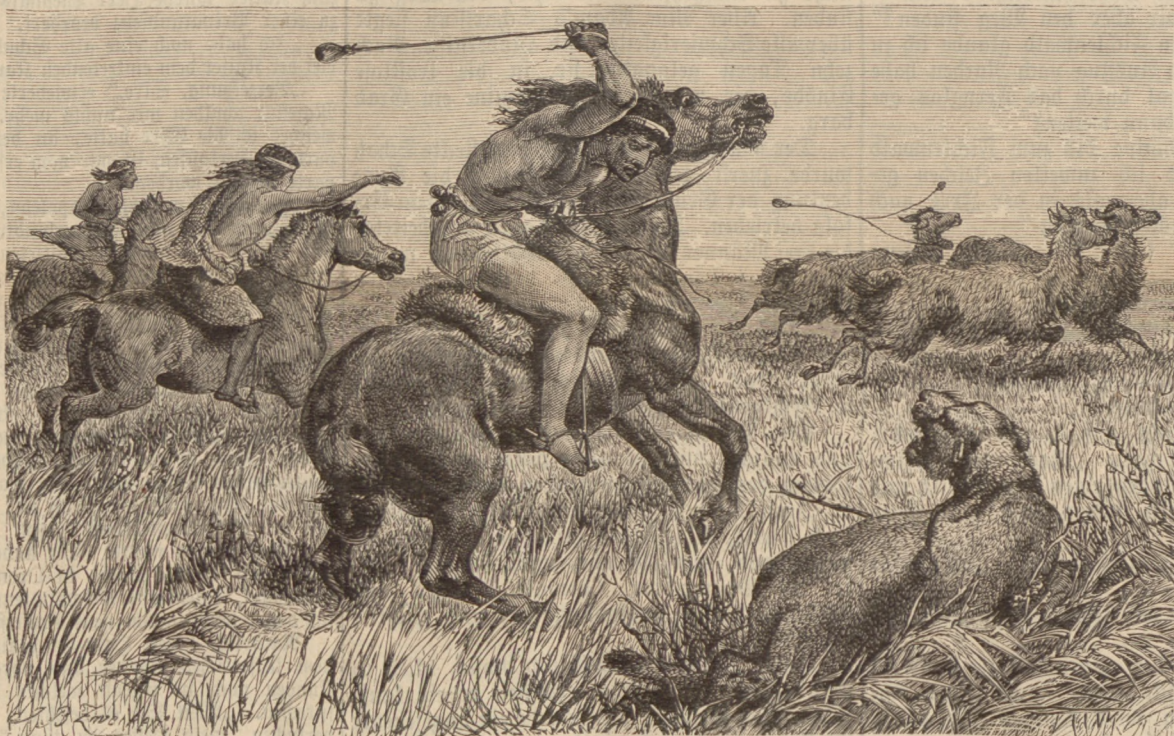
**Gut parirt.** — Am Hofe Kaiser Ferdinand's III. war ein italienischer Fürst, der sich durch seinen außergewöhnlichen Hochmuth und seinen großen Dünkel unbeliebt gemacht hatte. Jonas, der lustige Rath des Kaisers, welcher sich längst vorgenommen hatte, sich an dem aufgeblasenen Italiener bei Gelegenheit zu reiben, trat eines Abends, während

großer Empfang bei dem Kaiser war, an den Fürsten, der sich eben in Gesellschaft einiger hochgestellter Herren befand, heran und redete ihn in fortdialer Weise an.

„Ich spreche mit keinem Narren,“ entgegnete der Fürst, indem er Jonas hochmüthig von oben bis unten betrachtete.

„Aber ich spreche mit einem,“ versetzte Jonas mit un-nachahmlicher Grimasse.

Die Wirkung war eine frappante, Alles lachte, und der Italiener verließ am anderen Tage das kaiserliche Hoflager auf Nimmerwiedersehen. [G. Sch.]



Patagonier einen Puma mittelst der Volas erlegend. (S. 123)

**Bilder-Räthsel.**



Auflösung folgt in Nr. 17.

**Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 15:**  
Rühre die Leute nicht an, wenn ringsum Trommeln erschallen, führen Narren das Wort, schweigen Weise gern still.

**Logogryph.**

Mit a ein Vogel, der nicht klein,  
Mit langem Schnabel, Hals und Bein,  
Wird's ohne Kopf zum Pferde.  
Mit e sieht man's von Holz und Stein,  
Von Eisen auch, oft roh, oft fein,  
Sich windend von der Erde.  
Und stellt es nun mit u sich ein,  
Wird's uns durch seine Kunst erren'n,  
Selbst duldend viel Beschwerde. [Franz Marx.]

Auflösung folgt in Nr. 17.

**Auflösungen von Nr. 15:**

des Buchstaben = Versetzungs = Räthfels: Griechenland. 1) Grenoble, 2) Rotterdam, 3) Italiener, 4) Gismeer, 5) Costarica, 6) Heidelberg, 7) Erzgebirge, 8) Normandie, 9) Lauenburg, 10) Archangel, 11) Nordhausen, 12) Dalmatien;

des Kapfel = Räthfels: Schneider — Schreiner.

**Alle Rechte vorbehalten.**

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.  
Kommandit-Gesellschaft auf Aktien.  
Begründet von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union“ Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.